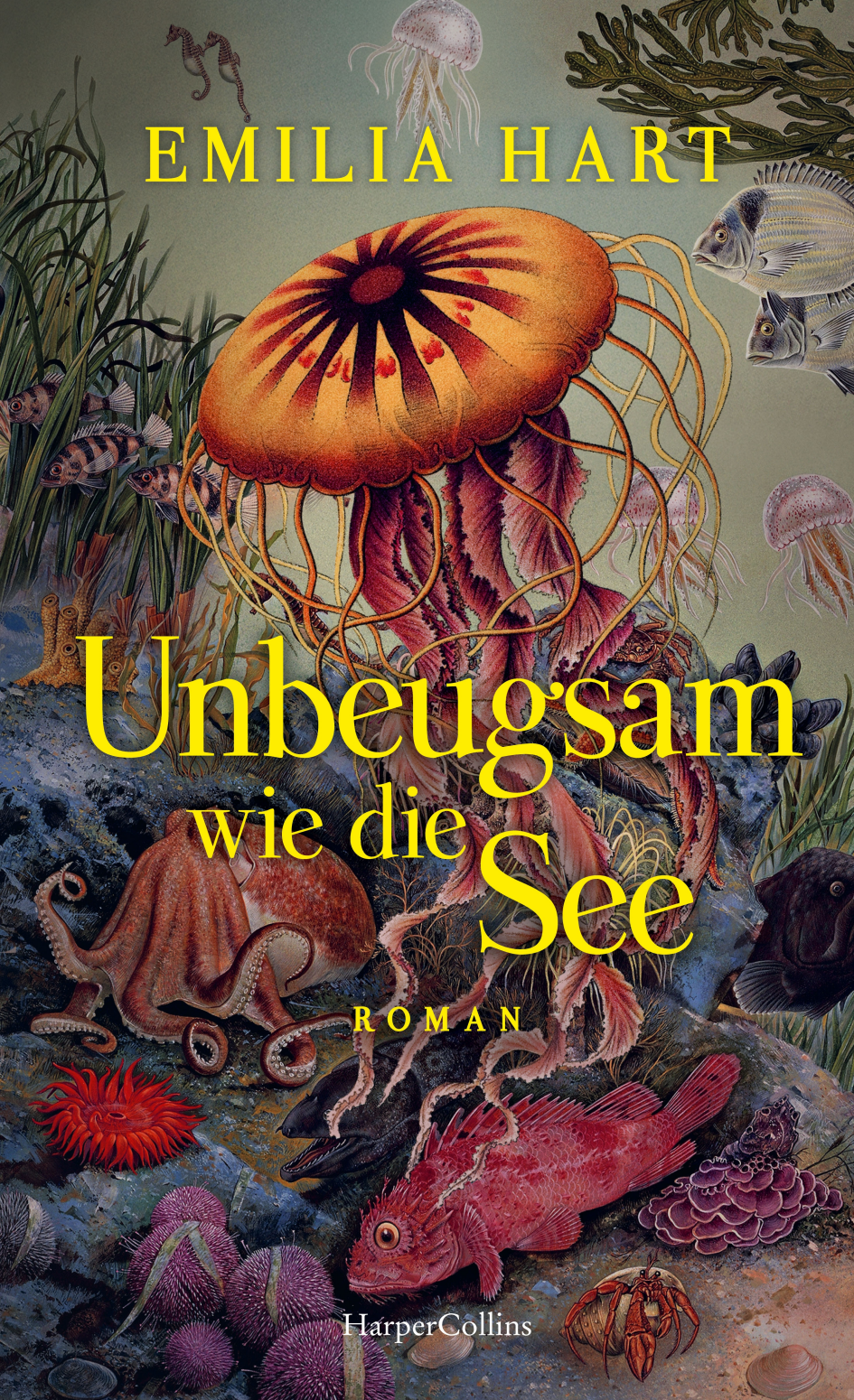




EMILIA HART

Unbeugsam
wie die
See

ROMAN

HarperCollins

EMILIA HART

Unbeugsam wie die See

Roman

Übersetzt aus dem Englischen von
Julia Walther

HarperCollins

Die Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel
The Sirens bei The Borough Press, London.

1. Auflage 2025
© 2025 by Emilia Hart
Deutsche Erstausgabe
© 2025 für die deutschsprachige Ausgabe by HarperCollins
in der Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH
Valentinskamp 24 · 20354 Hamburg
info@harpercollins.de
Gesetzt aus der Caslon Pro
von GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Bindung von CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-365-01163-8
www.harpercollins.de

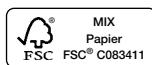
*Jegliche nicht autorisierte Verwendung dieser Publikation zum Training
generativer Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) ist ausdrücklich verboten.
Die Rechte der Urheberinnen und des Verlags bleiben davon unberührt.*



Druckprodukt mit finanziellem

Klimabeitrag

ClimatePartner.com/15109-2009-1001



*Für Katie,
die mich zu diesem Roman inspiriert hat,
und für Jack,
der daran glaubte, dass ich ihn schreiben kann.*

Das Meer besitzt seine stillen Höhlen.

Nathaniel Hawthorne, »The Ocean«

ANMERKUNG ZUM GESCHICHTLICHEN HINTERGRUND

Im Jahr 1788 landete eine Flotte aus elf Schiffen des Vereinigten Königreichs an einer Küste, fast zehntausend Meilen entfernt von englischen Gefilden. An Bord dieser Schiffe befanden sich Sträflinge, für die in den überfüllten britischen Gefängnissen kein Platz mehr war. Eine kleine Minderheit unter ihnen stammte aus Irland, das schon seit Jahrhunderten unter der Kolonialherrschaft der Briten stand. Im Exil sollten die Gefangenen eine neue Strafkolonie namens New South Wales aufbauen. Im Lauf der folgenden achtzig Jahre wurden Tausende Verurteilte nach New South Wales und in die nahe gelegenen Kolonien Van Diemen's Land, Brisbane und die Swan River Colony, wie man sie damals nannte, deportiert. 1901 vereinigten sich diese und andere umliegende Kolonien zum Staat Australien.

Die indigene Bevölkerung Australiens, die Aborigines und Torres-Strait-Inselvölker, hatten vor der Ankunft der englischen Schiffe bereits seit Jahrtausenden auf diesem Land gelebt. Man schätzt, dass vor 1788 in Australien über zweihundertfünfzig

Sprachen gesprochen wurden – was zeigt, wie unterschiedlich die Kulturen der einzelnen Nationen waren.

Die Invasion der Briten war für die Völker der Aborigines und Torres-Strait-Inseln verheerend. Man nahm ihnen ihr Land weg, viele verloren durch koloniale Gewalt und eingeschleppte Krankheiten ihr Leben. Von 1788 an wurde die indigene Bevölkerung durch rassistische Gesetze unterworfen, mit denen sie an die weiße australische Gesellschaft »angepasst« werden sollte – der Versuch, sie ihrer Sprache und Kultur ebenso zu berauben wie ihrer Ländereien. Die Nachwirkungen dessen sind bis heute spürbar.

Dies ist ein schmerzhaftes Vermächtnis, und ich habe kein Recht, darüber zu schreiben. Es steht mir auch nicht zu, das beharrliche Bemühen der First-Nations-Völker zu dokumentieren, ihre Sprache, Kultur und ihre Verbindung zum Land zu bewahren. Ich möchte meine Leser jedoch dazu ermutigen, ihre Geschichten nachzulesen. Das Australian Institute of Aboriginal and Torres Strait Islander Studies, zu finden unter aiatsis.gov.au, ist ein guter Ausgangspunkt dafür.

Comber Bay ist ein fiktionaler Ort, inspiriert von meinen wunderbaren Erinnerungen an Familienbesuche in Batemans Bay an der Südküste von New South Wales. Ich möchte das Volk der Walbunja würdigen, die traditionellen Hüter dieses Landstrichs, und den Ältesten sowohl der Vergangenheit als auch der Gegenwart meinen Respekt aussprechen.

TEIL I



PROLOG

Sie atmet im Rhythmus des Meeres.
Ein.

Die Wellen brechen sich an den Felsen und schäumen zum Eingang der Höhle herein. Eisiges Wasser an ihren Zehen, ihren zitternden Schenkeln.

Aus.

Das Meer zieht sich zurück und hinterlässt seine Opfergaben. Ein glänzender Strang Seetang. Einige Muschelstücke, perlweiß wie Knochen.

Sie beißt die Zähne zusammen, doch der Schmerz – grell und erschreckend – zerreißt sie beinahe, und ihr nächster Atemzug ist ein Schrei.

Noch eine Wehe. Ihr Schreien wird vom Tosen der Wellen verschluckt. Sie weiß, hier in ihrer dunklen Höhle aus glitschigem Gestein und dem steten Tropfen von Salzwasser ist sie sicher. Doch das Meer ist hungrig und verlangt nach Nahrung.

Zitternd fasst sie zwischen ihre Beine, spürt das Köpfchen des Babys mit der blutigen Glückshaube.

Jetzt.

Sie hebt den Stoff ihres Kleides, stopft ihn sich in den Mund und beißt fest darauf, während ihr Körper die letzten Kräfte bündelt. Noch einmal pressen. Sie heult auf, ihr Körper scheint aufzuplatzen, dann ist er leer, verbraucht, und das Kind liegt in ihren Armen. Sie berührt die winzigen Seesternhände, die halb geschlossenen Augen, die muschelrosafarbenen Lippen.

Diesen einen kostbaren Moment erlaubt sie sich. Dann steht sie zitternd auf, das wimmernde Kind an der Brust.

Unterhalb des Eingangs zu ihrer Höhle schäumt das Meer über die Felsen. Es wartet.



I

LUCY

Montag, 11. Februar 2019
Hamilton Hume University
Broken Hill, New South Wales
Australien
Neunhundert Kilometer im Landesinneren

Es ist der Schrei, von dem sie aufwacht.
Das Zimmer riecht ungelüftet und nach Schlaf. Sie spürt einen schnellen Pulsschlag, die empfindlichen Sehnen eines Halses unter ihren Fingern. Nägel, die an ihren Händen kratzen.

Graues Morgenlicht sickert durch die Schlitzte in der Jalousie, und in diesem Licht sieht Lucy Ben unter sich liegen, die Augen vor Angst weit aufgerissen. In seinem linken Auge ist ein Blutgefäß geplatzt und bildet einen roten Stern. Sie stolpert weg vom Bett.

»Lucy«, keucht er und fasst sich mit der Hand an den Hals.
»Was, zum –«

Mit erstickter Stimme würgt er die Worte hervor.

Erstickt. Ihre Hände um seinen Hals, seine hervorquellenden Augen.

Sie hat ihn gewürgt.

Er setzt sich im Bett auf und knipst eine Lampe an. Lucy weicht vor ihm zurück wie ein Tier. Draußen auf dem Flur ist ein Geräusch zu hören. Dann klopft es an die Tür.

»Ben, Kumpel? Alles klar bei dir? Ich dachte, ich hätte was gehört –«

Lucy bewegt sich ganz langsam, wie in Zeitlupe. Das Herz schlägt ihr bis zum Hals. Das Klopfen wird lauter. Ben hustet jetzt. Ruft um Hilfe.

Die Tür in ihrem Rücken. Mit schweißnassen Fingern tastet sie nach dem Knauf. Benutzt ihn als Halt. Die Tür ist nicht verschlossen, das kaputte Bolzenschloss baumelt nutzlos herunter. Sie öffnet die Tür, schiebt sich an Nick, Bens Mitbewohner, vorbei, rennt den Flur entlang und die Treppe hinauf zu ihrem eigenen Zimmer.

Dort angekommen, lehnt sie sich schwer atmend von innen an die Tür und versucht zu begreifen, was gerade geschehen ist. Ihr Wohnzimmer ist wie immer picobello aufgeräumt, die Bücher fein säuberlich auf ihrem Schreibtisch und Nachttisch gestapelt. Doch das Bettzeug ist zerwühlt, es riecht muffig. Ihr Laken fühlt sich feucht an, als hätte sie es nass geschwitzt.

Lucy versucht sich die Ereignisse des vergangenen Abends in Erinnerung zu rufen. Weil sie sich nicht imstande sah, in die Mensa zu gehen, hat sie das Abendessen sausen lassen und ihren verkrampften Magen mit Ingwertee aus ihrer Lieblingstasse von zu Hause beruhigt. Dann hat sie einen Podcast gesucht und sich früh ins Bett gelegt in der Hoffnung, die Ablenkung würde sämtliche Gedanken an Ben und das, was er getan hat, vertreiben.

Sie hat geträumt, fällt ihr nun wieder ein: kaltes Wasser, das an ihrer Haut leckt, spitze Steine unter den Füßen. Felsen, die an ihrem Kopf entlangschaben. Der heiße Atem eines Mannes in ihrem Gesicht, seine Finger, die sich in sie hineinbohren – Angst, die mit dem verzweiferten Bedürfnis kämpfte, sich zu wehren, zu überleben ...

Und dann ist sie aufgewacht und saß auf Bens Brust, die Hände fest um seinen Hals gelegt. Entsetzen durchflutet sie und betäubt ihre Fingerspitzen, ihre Lippen.

Sie ist schlafgewandelt. Etwas, was sie noch nie zuvor – noch nie in ihrem ganzen Leben – getan hat.

Lucy betrachtet ihre Hände, wie sie zittern. Hat sie Ben wehtun *wollen* – ihn womöglich gar töten – nach dem, was er ihr angetan hat? Oder war es der Traum, der immer noch wie ein schlechter Geschmack im Mund nachwirkt? Diese nagende Angst, dieser Urinstinkt zu kämpfen, um zu überleben? Als hätte ein limbischer Teil ihres Gehirns sie zu seinem Zimmer geführt wie eine Marionette, bewegt von ihrem Puppenspieler.

Ein panischer Blick aus dem Fenster zeigt ihr, dass die Sonne inzwischen aufgeht und den Himmel rosa verfärbt. Unten im Innenhof nimmt sie eine verschwommene Bewegung wahr: eine Uniform mit Neonaufschrift. Ein Mann vom Campussicherheitsdienst. Ben – oder sein Mitbewohner Nick – müssen ihn nach ihrer Flucht gerufen haben.

Sie stellt sich vor, was er sagen wird: *Ich bin aufgewacht, und sie hat mich gewürgt. Sie hat versucht mich umzubringen!* Lucys Gedanken wirbeln durcheinander. Sie bemüht sich, ruhiger zu atmen, doch es gelingt ihr nicht. Die Panik wird immer schlimmer, eine entsetzliche Hitze in ihrem Blut.

Es wird eine Untersuchung des Vorfalls geben, ganz bestimmt. Man wird sie beurlauben, vielleicht sogar exmatrikulieren. Oh Gott, wird die Uni womöglich die Polizei rufen? Wird man sie verhaften – und wegen Körperverletzung anklagen?

Alles, was sie sich ersehnt und wofür sie so hart gearbeitet hat: vorbei. Sie stellt sich Ben vor: Wie sich blaue Flecken um seinen Hals bilden, die Abdrücke ihrer Nägel in seiner Haut. *Sie* hat das getan. Auch wenn sie sich nicht daran erinnert, auch wenn sie nicht *wach* war.

Aber wer wird ihr glauben, vor allem nach den Ereignissen davor?

Schließlich haben die anderen sowieso schon seine Partei ergriffen.

Lucys Achseln werden feucht vor Schweiß, und der Drang zu fliehen wächst.

Aber wo kann sie hin? Nach Hause zu ihren Eltern nicht. Denn dann müsste sie ihnen sagen, dass sie, Lucy, ihr *braves Mädchen*, jemanden tätlich angegriffen hat. Und noch schlimmer, sie würde ihnen sagen müssen, *warum*. Was Ben getan hat. Nein, das kommt nicht infrage. Aber zu wem dann? Wer würde ihr helfen, ihr Unterschlupf gewähren, während sie überlegt, was sie tun soll, wie sie alles wieder in Ordnung bringen kann?

Da fällt ihr die Antwort ein. Rasch zieht sie sich um, zerrt eine kleine Reisetasche aus dem schmalen Schrank. Unterwäsche, Wechselkleidung. Abschminktücher. Gesichtscreme. Laptop. Netzteil. Ein Notizbuch. Lucy packt mit zitternden Fingern.

Öffnet die Schublade ihres Schreibtisches, holt eine zerknickte Postkarte heraus und streicht mit der Fingerspitze über die Adresse auf der Rückseite.

Cliff House. 1 Malua Street. Comber Bay.

Es gibt nur einen Ort, an den sie gehen kann, nur eine Person, die sie vielleicht verstehen wird.

Vor ihr erstreckt sich die Straße endlos, bis sie mit dem Horizont verschmilzt. Ringsherum nichts als ödes gelbbraunes Buschland, meilenweit. Rosafarbene Kakadus – die Lieblingsvögel ihrer Mutter – flattern von einem verdorrten Baum auf, als sie vorbeifährt.

Es sind keine anderen Autos unterwegs. Sie ist allein.

Lucy tastet auf dem Beifahrersitz nach ihrem iPhone und klemmt es zwischen die Oberschenkel, um ihre Schwester an-

zurufen. Nach längerem Klingeln – Lucy hält in der Stille zwischen jedem Ton den Atem an – ist ein Klicken zu hören.

»Jess?«, fragt sie, und die Hoffnung hängt ihr wie eine Gräte im Hals. Doch dann ertönt die automatische Stimme ihrer Schwester fröhlich aus dem Lautsprecher.

»Hallo, dies ist die Nummer von Jess Martin. Ich kann gerade nicht ans Telefon gehen –«

»Scheiße«, flüstert Lucy und legt auf.

Tränen in ihren Augen lassen die Landschaft vor ihr verschwimmen.

Sie sagt sich, dass alles in Ordnung ist. Irgendwann wird Jess rangehen und wissen, was zu tun ist.

Oder?



2

LUCY

Montag, 11. Februar 2019

Nach einigen Stunden Fahrt klingelt Lucys Handy. Erleichtert biegt sie in eine Haltebucht ein. Einen Moment ist sie sicher, dass Jess sie zurückruft.

Doch bei der Anruferin handelt es sich um ihre Freundin Em. Em mit den drahtigen Locken und den salonmanikürten Nägeln, die in der Neunuhrvorlesung vergeblich auf sie gewartet hat. Em, die ihr bereits fünf Nachrichten geschickt hat.

Lol, hast du verschlafen

*Kann nicht fassen, dass du mich an nem Montagmorgen allein
in die Vorlesung gehen lässt. Das ist hart*

Mal im Ernst, alles okay bei dir?

*Hey – hab grade Nick getroffen. Er meinte, du hättest Ben
überfallen?! Lucy was ist los?*

Ruf mich an

Lucy wischt sich mit dem Handrücken über die Augen und holt tief und zitternd Luft, um sich zu beruhigen.

Aber es hat keinen Sinn. Ihr Gesicht glüht allein bei der Erinnerung daran: wie vertrauensselig sie gewesen ist, wie dumm.

Sie und Ben haben kurz vor Beginn der Sommerferien miteinander geschlafen, an einem Abend letzten Dezember, bevor alle den Campus verließen. Dass es ihr mehr bedeutete als ihm, war sofort klar. Sie erkannte es daran, wie geschickt er ihren BH öffnete, wie mühelos er in sie eindrang. Sie erinnert sich immer noch an jede Empfindung, an jeden geflüsterten Seufzer. Als hätte sie damals schon gewusst, dass es nie wieder passieren würde. Denn wie könnte jemand wie Ben – Ben mit seinen hinreißend muskulösen Schultern und glänzenden dunklen Haaren – sich für jemanden wie Lucy interessieren?

Doch dann überraschte er sie, indem er sich während der Ferien bei ihr meldete, ihr Links zu Katzenvideos und Twitter-Memes schickte. Einmal telefonierten sie sogar und verglichen ihre Notizen zu den Büchern, die sie gerade lasen (er hatte auf ihre Empfehlung hin *Kaltblütig* von Truman Capote gekauft; sie las auf seine hin *Joe Cinque's Consolation* über einen wahren Kriminalfall). Es fühlte sich so leicht an, so natürlich, dass Lucy schon Sorge hatte, ihre Verbindung würde zu einer platonischen Freundschaft. Dass sie nie wieder seine Fingerspitzen auf ihren Schenkeln spüren würde, seine Lippen an ihrem Ohr.

Und so nahm sie nur wenige Tage vor Beginn ihres letzten Studienjahres all ihren Mut zusammen und fragte ihn, ob er ein Foto von ihr haben wolle.

So etwas hatte sie vorher noch nie gemacht. Es hatte sie auch nie jemand darum gebeten. Weshalb auch? Wer würde eine unbekleidete Lucy sehen wollen?

Doch sie dachte an Bens Seufzer, als er sich in ihr vergrub, wie er die zarte Haut über ihrem Schlüsselbein küsste. Als würde er die Wülste gerissener Haut zwischen ihren Brüsten, über ihren

Rippen nicht sehen. Er war anders, das spürte sie. Sie konnte ihm vertrauen.

Es fühlte sich an, als würde ihr Herz aufhören zu schlagen, während sie auf seine Antwort wartete. Die Minuten dehnten sich endlos aus. Zuerst die blauen Häkchen, dann die aufregenden Worte: Ben schreibt ...

Kommt darauf an. Ob es ein Foto von dir ist.

Immer wieder veränderte Lucy die Beleuchtung in der Hoffnung, im sanften Schein der Nachttischlampe würde ihre Haut nicht ganz so schlimm aussehen. Letztlich machte sie Dutzende von Aufnahmen. So groß war der Wunsch, für ihn schön zu sein.

Schließlich entstand ein Bild, mit dem sie zufrieden war: Ihre Augen glänzten dunkel, und ihre Lippen schimmerten feucht. Das Licht vergoldete die Wölbung ihres Busens und hüllte den Rest in seidige Schatten.

Wow, schrieb er. *Du siehst hinreißend aus.*

Und daraufhin blickte sie mit anderen Augen auf das Foto und dachte, dass er vielleicht, ganz vielleicht recht hatte.

Sie hatte sich so auf die Rückkehr an die Uni gefreut, darauf, ihn wiederzusehen, da weiterzumachen, wo sie aufgehört hatten. Doch in ihrer gemeinsamen Vorlesung am Dienstagnachmittag wich er ihrem Blick aus und eilte anschließend in sein nächstes Seminar, ehe sie Hallo sagen konnte. Das Seltsame war, dass auch andere Leute ihr aus dem Weg zu gehen schienen. Ihre Kommilitonen machten ihr tuschelnd Platz wie ein sich teilendes Meer des Klatsches.

Lucy dachte, es liege daran, dass die anderen über sie und Ben Bescheid wüssten, dass sie zusammen waren oder zumindest kurz davor. Sie hatte sogar ein leises Gefühl des Stolzes zugelassen.

Wie sehr sie sich getäuscht hatte.

Es war Em, die das TikTok-Video als Erste sah und ihr den Link schickte.

Es tut mir so leid, schrieb sie. Aber ich an deiner Stelle würde es wissen wollen.

Der Anblick ihres eigenen Körpers in dem Video war durch diesen widerlichen Horrorsoundtrack »Monster Mash« noch schockierender. Man konnte alles erkennen, sogar unter der grausamen Verzerrung des Filters: die vernarbte weiße Haut ihres Oberkörpers, die silbrigen Streifen über ihren Brüsten, die Innenseiten ihrer Handgelenke.

Doch das Allerschlimmste war der Ausdruck auf ihrem Gesicht – dieser vertrauensvolle Schmachtblick.

Lucy setzt den Blinker, ehe sie zurück auf die Straße fährt, obwohl außer einem einsamen Lkw in der Ferne niemand unterwegs ist. Ihre Handflächen kleben klamm am Lenkrad.

Deshalb muss sie weg. Deshalb wird ihr niemand glauben, dass sie Ben nichts tun wollte, dass sie geschlafwandelt ist, während eines Albtraums. Dass sie nicht wusste, was sie tat.

Er habe das nicht gewollt, erklärte Ben, als sie ihn zur Rede stellte. Ja, er habe das Bild mit einigen Freunden auf WhatsApp geteilt, aber so was würden sie immer machen. Er habe nie damit gerechnet – er könne es echt nicht fassen! –, dass jemand so grausam sein würde, es auf TikTok zu stellen.

Es tue ihm so leid.

Lucy schluckt bei der Erinnerung an die Textzeile, an die Kommentare.

*So fühlt sich's an, wenn die Braut eines Freundes ein echtes
Monster ist*

Abscheulich

Das nenn ich mal Graveyard Smash

Es war vielleicht naiv von ihr gewesen zu glauben, die Universitätsleitung würde etwas dagegen unternehmen. Doch die hatten einfach nur abgewinkt.

»Aber ist das nicht eine Straftat?«, hatte Lucy die Unisozialarbeiterin gefragt, eine Frau um die vierzig mit mehreren Ringen in jedem Ohr. »Ein intimes Foto ohne Einwilligung des Betroffenen mit anderen zu teilen – ich habe das recherchiert. Ich will bei der Polizei Anzeige erstatten.«

Die Frau zuckte zusammen und schob Lucy eine Schachtel Taschentücher hin, obwohl sie gar nicht weinte.

»Das würde ich mir an Ihrer Stelle sehr gut überlegen«, sagte sie. »Ich verstehe, dass Sie unglücklich sind – das tue ich wirklich –, aber jeder macht mal einen Fehler. So etwas könnte Bens Leben wirklich aus der Bahn werfen. Als Mutter eines Sohnes –«

Stinksauer war Lucy aufgestanden und gegangen.

Hat Ben nicht *ihr* Leben aus der Bahn geworfen? Seit dieses Video aufgetaucht ist, hat sie den Großteil der Woche in ihrem Zimmer verbracht. In den Vorlesungen saß sie so nah am Ausgang wie nur möglich, um sofort zu verschwinden, ehe die anderen sich von ihren Stühlen erhoben, ehe sich hundert Köpfe in ihre Richtung drehen und sie anstarren konnten. Der Post ist gelöscht worden, da er TikToks Richtlinien verletzte, doch garantiert haben viele vorher Screenshots gemacht. Bestimmt wird das Bild über Facebook und WhatsApp und Snapchat immer noch geteilt. Erst tags zuvor hat sie sich im Campuscafé einen Kaffee bestellt, und dem jungen Mann, der sie bediente, war der Moment des Wiedererkennens deutlich anzusehen, ehe er hochrot anlief.

Es fühlt sich an, als hätte die ganze Welt das Foto gesehen. Als würde es sie für immer verfolgen.

Bei der Einführungsveranstaltung zwei Jahre zuvor hatte der Kanzler der Universität die Neuen dazu aufgefordert, sich die Studenten rechts und links von sich anzusehen. »Das hier ist der

beste Journalismusstudiengang des Landes«, sagte er. »Unsere Absolventen arbeiten überall, von *Sky News* bis hin zur *New York Times*. Die meisten Journalisten beim *Sydney Morning Herald* und bei *The Age* haben in Hamilton Hume studiert. Denken Sie während Ihrer Zeit hier immer daran. Die jungen Damen und Herren neben Ihnen sind nicht nur Ihre Kommilitonen oder Kommilitoninnen, sondern auch Ihre zukünftigen Kollegen.«

Ein Satz, der Lucy seither immer wieder im Kopf herumspekt. Und jetzt haben alle ihre zukünftigen Kollegen sie so bloßgestellt gesehen. Wie soll sie danach überhaupt noch irgendeine berufliche Karriere machen können?

Trotz ihrer Wut war Lucy das Treffen mit der Unisozialarbeiterin unter die Haut gegangen und hatte Zweifel gesät. Was, wenn die Polizei sie ebenfalls nicht ernst nahm? Dann hätte sie gar keine Möglichkeiten mehr. Außerdem ist Bens Vater Anwalt für Arbeitsrecht bei einer hochkarätigen Kanzlei in Melbourne. »Die Sorte Anwalt, die Arbeitgeber vertritt statt Arbeitnehmer«, hat Ben ihr mal naserümpfend erzählt. Er hasse seinen Vater, sagte er, »weil er die Maschine des Kapitalismus ölt«. Doch Lucy bezweifelt, dass ihn dieser Hass davon abhalten würde, seinen Vater um Hilfe zu bitten, wenn er sie bräuchte. Mit so jemandem würde sie es zu tun bekommen, falls sie Anzeige erstattete.

Drei Tage lang hat sie gezaudert, unsicher, was sie unternehmen sollte. Und heute Morgen nun kam sie zu sich, die Hände um Bens Hals gelegt und ihn würgend, als hätte ihr Körper die Entscheidung für sie gefällt.

Tja. Nun kann sie der Polizei schlecht von dem Video erzählen – nicht nachdem sie das getan hat.

Sie muss sich darauf konzentrieren, zu Jess zu kommen. Wach zu bleiben, denn es liegen noch zwölf Stunden Fahrt vor ihr. Lucys Schwester ist vor Kurzem nach Comber Bay an der australischen Südküste gezogen. Lucy war noch nie dort, und die Adresse hat sie nur, weil Jess ihr im September zum Geburts-

tag eine Postkarte geschickt hat. Dieselbe Postkarte, die nun am Armaturenbrett klemmt. Eine steile Klippe, die ins Meer hinausragt, während das Licht der untergehenden Sonne Schatten in die Felswand graviert. Ein bunter Schriftzug betitelt den Ort als *Devil's Lookout, Comber Bay*. Das Motiv ist touristisch, geschmacklos – was seltsam ist, weil das so gar nicht zu Jess passt. Normalerweise macht sie ihre Geburtstagskarten selbst – vorausgesetzt, sie denkt daran, eine zu schicken.

Alles Gute zum Geburtstag, Lucy, steht darauf. Ich weiß, ich habe mich die letzten Monate gar nicht gemeldet, und das tut mir leid. Ich würde dich gerne wiedersehen, damit wir uns alles erzählen können. Melde dich, falls du mich mal besuchen kommen magst – es ist sehr schön hier. Jedenfalls hoffe ich, dass du einen tollen Geburtstag hast. Alles Liebe, Jess

Doch für Lucy kam diese Entschuldigung zu spät und war auch zu dürftig. Sie ist immer noch verletzt von Jess' abweisendem Verhalten bei ihrer letzten Begegnung – Weihnachten 2017, vor über einem Jahr. Da hatte sie gerade angefangen zu glauben, sie könnten sich nach Jahren der Distanz wieder so nahe sein wie früher und wie damals, als Lucy während der Ferien übers Wochenende mit Jess zu ihr nach Sydney gefahren war.

Jess hatte die Idee gehabt, und Lucy war ziemlich nervös gewesen: Auf dem Beifahrersitz im Auto ihrer Schwester hatte sie sich wieder wie ein Kind gefühlt. Sie hielt ihren Rucksack fest umklammert, während Jess ihr zögerlich Fragen stellte. Lief es gut in der Schule? Sang sie nach wie vor im Chor? Wollte sie immer noch Journalistin werden?

War sie glücklich?

Als sie schließlich in Jess' winzigem Apartment in Marrickville ankamen, war Lucy schon furchtbar erschöpft und litt unter Heimweh. Doch ihre Schwester hatte sich offensichtlich große Mühe gegeben, die Wohnung vorzeigbar zu machen – frisches

Bettzeug lag gefaltet auf dem Sofa bereit, und das Zickzackmuster auf dem abgewetzten Teppich ließ erahnen, dass frisch gestaubsaugt war. Jess hatte sogar Lucys Lieblingsessen vorbereitet: vegetarisches Chili, das jedoch stark nach angebranntem Knoblauch schmeckte.

Die etwas angespannte Atmosphäre hielt bis nach dem Abendessen an, als Jess ihre Plattensammlung durchging und schließlich Nick Caves *The Good Son* herauszog.

»Dad *liebt* dieses Album«, sagte Lucy, als die melancholische Klaviermelodie von »The Ship Song« das Zimmer erfüllte.

»Ich weiß«, meinte Jess grinsend. »Ich auch.«

Den theatralischen Gesang ihres Vaters nachahmend, standen sie schließlich gemeinsam auf dem Sofa und grölten den Text mit ausgebreiteten Armen mit. Aber bald sangen sie ernsthaft – sie hatten beide tolle Stimmen, tief und warm für zwei solch zierliche Persönchen – und drehten sich wie im Walzer durch Jess' vollgestelltes Wohnzimmer, wobei Bücherstapel und Kunstmaterialien nach allen Seiten durcheinanderflogen. Es war, als hätten sich die letzten Jahre in Luft aufgelöst. Lucy hätte genauso gut wieder fünf Jahre alt sein und auf den Füßen ihrer großen Schwester balancieren können, während sie zur Musik der Wiggles tanzten.

Doch als der Song zu Ende war, hörten sie, dass ein Nachbar wütend gegen die Wand hämmerte, und Lucy war ganz außer Atem. In den Augen ihrer Schwester glitzerte es, und einen peinlichen Moment fragte sich Lucy, ob Jess womöglich weinte. Vielleicht war die Erinnerung an ihren Vater schmerzhaft für sie – da war immer so eine unterschwellige Spannung zwischen ihrem Vater und ihrer Schwester gewesen, die sie nicht ganz verstand.

Als Lucy sich erkundigte, ob alles in Ordnung sei, lächelte Jess nur und sagte, sie werde Kakao für beide kochen. »Mit ein bisschen Baileys drin, aber sag Mum nichts davon.«

Den Rest des Wochenendes verbrachten sie damit, die Lieblingsmärkte und -galerien ihrer Schwester zu erkunden. Sie lachten über einen betrunkenen Touristen am Circular Quay und beschlossen, sich beide das gleiche Tattoo stechen zu lassen, wenn Lucy älter war. Diese besondere Verbindung zwischen ihnen beiden schien wieder da zu sein, so wie sie früher gewesen war – so kostbar die Erinnerungen, wie ihre große Schwester mit ihr gesungen und gemalt hatte.

Nach diesem Besuch fing Jess sogar an, Lucy wöchentlich auf dem Handy anzurufen, statt nach den unregelmäßigen Telefonaten mit ihrer Mutter nur kurz Hallo zu sagen. Doch genauso plötzlich hörten die Anrufe wieder auf, und bei jenem Weihnachtsbesuch sprach Jess so wenig mit Lucy, dass diese das gesamte Festmahl über mit den Tränen kämpfte.

Als dann an ihrem Geburtstag diese Postkarte mit der dürftigen Entschuldigung kam, hielt Lucy ihre Antwort knapp und kühl.

Danke für die Karte, textete sie. Geburtstag war gut.

Auf Jess' Einladung, sie zu besuchen, ging sie nicht ein. Noch eine Zurückweisung verkraftete sie einfach nicht.

Aber jetzt hat sie das alles beiseitegeschoben. Jess ist der einzige andere Mensch, den sie kennt, der schlafwandelt. Der vielleicht eine Idee haben könnte, warum ihr das passiert ist und wie sie damit umgehen kann.

Lucy hat es sogar einmal miterlebt, da muss sie ungefähr fünf oder sechs gewesen sein, Jess war gerade zu einem ihrer seltenen Besuche von der Kunsthochschule daheim. Mitten in der Nacht wurde sie von einem lauten Brüllen geweckt. Zuerst dachte sie, da sei irgendwo ein Ungeheuer, ehe sie begriff, dass es das Brausen des Wasserhahns in der Küche war.

Mit beiden Händen am Geländer stieg sie vorsichtig die Treppe hinunter, durchquerte den Flur und betrat die Küche. Sie war noch zu klein, um den Lichtschalter zu erreichen.

Jess stand stocksteif vor dem Spülbecken, während das Wasser aus dem Hahn strömte. Lucy fürchtete sich, als sie die offenen, ins Nichts starrenden Augen ihrer Schwester sah, schlich aber trotzdem zu ihr hinüber, um sie an der Hand zu fassen. Doch Jess reagierte nicht. Ihr Blick war so leer, dass Lucy ins Bett zurückrannte und sich unter der Decke versteckte.

Später, Jess war nach Sydney zurückgekehrt, fragte Lucy ihren Vater danach. Sie erinnert sich noch daran, wie angespannt sein Gesicht auf einmal war, so, als hätte sich plötzlich ein Vorhang herabgesenkt. Seine Hände zitterten, als er Frühstücksflocken in ihre Schale schüttete. Er überspielte es mit einem Lachen und wuschelte ihr durchs Haar.

»Nicht verhext, dummes Gänslin«, sagte er. »Manche Menschen – und Jess gehört dazu – laufen manchmal herum, während sie schlafen. Davor muss man keine Angst haben, versprochen.«

Auf halber Strecke nach Comber Bay beschließt Lucy, an einem Motel am Highway zu halten, obwohl das blinkende Neonschild über ihrem Kopf sie an *Psycho* erinnert. Die Frau an der Rezeption zieht bei ihrem Anblick überrascht die Augenbrauen hoch. Vermutlich hat sie eher einen Fernfahrer erwartet als eine knapp einen Meter sechzig große junge Frau mit raspelkurzen Haaren. Doch sie nimmt Lucys Bargeld entgegen und legt scheppernd einen Messingschlüssel auf den Tresen. In Anbetracht des Schlüsselwaldes an der Wand hinter ihr gibt es außer Lucy offenbar nur wenige Gäste.

Die Flure im Gebäude riechen nach uraltem Teppich und Zigarettenqualm, und die Wände zieren altmodische Werbeplakate für Bushells Tea und Victoria-Bitter-Bier. Es gibt einen Automaten, an dem sie sich eine Tüte Chips und zwei KitKats kauft. Aufs Verfallsdatum schaut sie lieber nicht. Neben dem Automaten hängt einer dieser singenden Fische an der Wand,

mit Gummiflossen und grünlichen Schuppen. Lucy schaudert bei der Erinnerung an den Traum, der ihr Schlafwandeln in der vergangenen Nacht begleitet hat. Sie kann sich nur an Bruchstücke erinnern, aber schon die reichen ihr. Salzwasser in ihren Nasenlöchern, spitze Fingernägel auf ihrer Haut, scharfkantige Felsen unter ihrem Kopf. Weiter will sie gar nicht denken.

Das Zimmer riecht muffig. Die Vorhänge, deren Blumenmuster zur Tagesdecke auf dem Bett passt, sind geschlossen und von Spinnweben bedeckt. Lucy zieht sie auf, sodass der Highway zu sehen ist und dahinter der Horizont, rosa vor Staub. Ein Lkw braust mit jaulenden Reifen vorbei. Beim Gedanken an die vielen Stunden Fahrt, die am nächsten Tag vor ihr liegen, wird ihr kurz mulmig. Sie stellt sich vor, wie ihre Augenlider schwer werden, ihre Hände vom Lenkrad abrutschen. Stellt sich das Geräusch zerquetschten Metalls vor, das Klirren von berstendem Glas.

Morgen früh muss sie fit sein.

Deshalb muss sie jetzt schlafen.

Doch sie kann die Erinnerung an Bens empfindlichen Hals unter ihren Händen nicht abschütteln. Dieses Wissen, wozu sie fähig sein könnte – wen sie verletzen könnte –, wenn sie nicht bei Bewusstsein ist.

Sie muss wach bleiben.

Lucy lässt sich aufs Bett sinken, wobei die Federn sie durch die dünne Matratze hindurch unangenehm pieken. Irgendetwas muss sie anhören, zur Ablenkung. Einen Podcast. Am liebsten mag sie solche über wahre Kriminalfälle, Hauptsache, es hat was mit Ermittlungen zu tun. Die beruhigende Melodie einer vertrauten Stimme, ein Rätsel, das ihren Verstand beschäftigt, bis ihre Gedanken zäh und stumpf werden und die Erschöpfung schließlich die Oberhand gewinnt.

Mit vierzehn hat Lucy das erste Mal einen Podcast gehört. *Serial*. Sarah Koenigs Stimme hat etwas in ihr geweckt, ihr jun-

ges Gehirn geformt. Fasziniert von der Frage »Unschuldig oder schuldig?«, hat sie sich durch die Folgen geklickt, getrieben vom Verlangen nach einer Antwort. Es war berauschend, wie der erste Schluck eines Alcopops. Chemisch süß und gefährlich.

Damals hat Lucy begriffen, dass sie Journalistin werden will, diejenige sein will, die ins Mikro spricht, die eine Geschichte wie ein verknotetes Garnknäuel entrollt. Dass sie die Erste sein will, die gegen Ungerechtigkeit mit der einzigen Waffe kämpft, die zählt: der Wahrheit.

So zumindest der Plan.

Aber lässt man sie ihr Studium überhaupt abschließen, nach dem, was sie getan hat?

Und selbst wenn man es ihr, durch irgendein Wunder, erlaubt – will sie denn überhaupt zurück?

Lucy ist nicht sicher, ob sie sich der Sache gewachsen fühlt, der Demütigung. Es ist schon schlimm genug zu wissen, dass alle im Vorlesungssaal oder in der Cafeteria oder der Unikneipe sie so gesehen haben, nackt und verletzlich. Aber was werden die Leute erst sagen, wenn sie wissen, dass sie Ben im Schlaf gewürgt hat? Selbst wenn Lucy ihnen die Wahrheit sagt – dass sie eine Schlafwandlerin ist –, würde man sie immer noch für verrückt halten. Für gestört.

Und da ist inzwischen noch etwas anderes. Etwas, was ihren innersten Kern betrifft, den Plan, den sie sich für ihr Leben zu-rechtgelegt hat, weshalb sie jetzt erst recht Journalismus studieren will.

Es ist der Zweifel, der seit dem Gespräch mit der Unisozial-arbeiterin in ihr schwelt. Die Art, wie diese Frau Lucy ausge-redet hat, zur Polizei zu gehen. Die Wahrheit zu sagen. Seither fühlt sie sich wie eine religiöse Fanatikerin in der Glaubenskrise. Welchen Nutzen hat eine Waffe, wenn die Menschen sich nicht trauen, sie anzuwenden?

Nun scrollt sie durch ihre Podcast-App, unsicher, ob sie etwas

Neues hören will, was sie ablenkt, oder etwas Bekanntes, was sie durch die Vertrautheit tröstet. Dann fällt es ihr plötzlich ein.

Sie hat die Folge einige Monate zuvor heruntergeladen, nachdem ihre Eltern ihr erzählt hatten, wo Jess hingezogen ist. *Comber Bay*. Der Name war ihr sofort bekannt vorgekommen. Jeder in Australien mit einem gewissen Interesse an True Crime oder Mystery hat schon mal von Comber Bay gehört. Der Ort ist quasi berühmt und wird in einem Atemzug mit der Entdeckung des Somerton Man und dem Verschwinden der Beaumont-Kinder genannt. Das verschlafene Städtchen an der Südküste ist wie ein Hanging Rock des echten Lebens.

Es ist schon komisch, wie manche Kriminalfälle in Vergessenheit geraten, während andere im öffentlichen Bewusstsein bleiben, als wären die Opfer irgendwie unsterblich. Natürlich liegt das auch am Geheimnis selbst – ein ungelöstes Rätsel, das Schmierfinken und Hobbydetektive gleichermaßen anzieht. Aber bei Comber Bay geht es noch um etwas anderes, vermutet Lucy. Ihr fallen nur eine Handvoll andere Fälle ein, bei denen die Vermissten (oder die Opfer, wenn die Serienmördertheorien stimmen) allesamt Männer sind.

Bei der betreffenden Folge handelt es sich um die mehrteilige Sondersendung eines ihrer Lieblingspodcasts, gehostet von einem anonymen Australier mit beruhigender, leicht monotoner Stimme und einer Gründlichkeit in der Recherche, die sie bewundert. »Comber Bay: Australiens Bermudadreieck«. Cleverer Name. Kein Wunder, dass er so viele Hörer hat.

Sie wählt »Teil 1 – Devil's Lookout« und drückt auf Play. Als die unheilvolle Titelmusik durch ihre Kopfhörer dringt, fragt sich Lucy wieder, weshalb Jess ausgerechnet an einen solchen Ort gezogen ist. Wobei Lucy sehr bezweifelt, dass sich ihre Schwester für True Crime interessiert. Jess ist Künstlerin: Ihre Aufmerksamkeit gilt Gefühlen, Emotionen, Schönheit. Nachrichten liest sie kaum.

In einem idyllischen Städtchen am Meer, zweihundert Kilometer von Sydney entfernt, bleibt ein beunruhigendes Rätsel weiterhin ungelöst ... Zwischen den Jahren 1960 und 1997 verschwanden insgesamt acht Männer von seiner sandigen Küste. Samuel Hall, Pete Lawson, Bob Ruddock, William Goldhill, Daniel Smith, Alex Thorgood, David Watts und Malcolm Biddy. Obwohl sich die Opfer in Alter, Beruf und gesellschaftlicher Herkunft unterscheiden, haben sie eines gemeinsam: Von keinem wurde je wieder eine Spur gefunden.

Während des Hörens holt Lucy ihren Tiegel mit der verschreibungspflichtigen Creme aus dem Rucksack, schraubt ihn auf und verzieht ob des verhassten chemischen Geruchs das Gesicht. Sie reibt die Creme in die silbrigen Rillen und verschlungenen Narben, die ihre Schienbeine bedecken.

Sind die Männer ertrunken, wie die zwanzig Schwimmer, die bisher im berüchtigten Babinda Creek in Queensland ihr Leben gelassen haben? Oder wurden sie Opfer eines Mörders, der seit dreißig Jahren nicht gefasst – und nicht bestraft – wurde?

Lucy schließt das Fenster. Die Scheiben sind so dünn, dass sie das rhythmische Rauschen des Highways immer noch hören kann. Dann sperrt sie die Tür ab.

Könnte ein natürliches Phänomen für ihr Verschwinden verantwortlich sein? Und was ist mit dem seltsamen Fall von Baby Hope, dem Säugling, der 1982 mutterseelenallein am Devil's Lookout gefunden wurde?

Diesen Fragen und noch mehr werden wir in dieser zweiteiligen Folge »Comber Bay: Australiens Bermudadreieck« nachgehen.

Bevor Lucy ins Bett kriecht, zieht sie den Stuhl unter dem verkratzten Schreibtisch hervor und klemmt die Lehne unter die Türklinke. Das wird hoffentlich ausreichen.



3

MARY

Oktober 1800
Cove of Cork, Irland

Wellen klatschten gegen die Mole. Die Gischt traf eisig auf ihre Wangen. Die Hand ihrer Schwester streifte die ihre, warm und weich. Mary versuchte sie festzuhalten, doch die beißenden Handschellen hielten sie davon ab.

Sie blickte in Elizas weit auseinanderstehende Augen, unschuldig in ihrer Leere. Liebe drückte Marys Herz wie eine Faust zusammen.

Mo dheirfiúr.

Meine Schwester.

»Bitte«, flüsterte Eliza. »Sag's mir. Was kannst du sehen?«

Mary schluckte. Sie schmeckte noch immer den Staub der Straße. Das Licht hatte ihre Augen geblendet, als man sie aus ihrer Zelle im Gefängnis von Kilmainham gezerzt hatte, wo die Ratten umherhuschten und Wasser die steinernen Wände heruntertropfte. Im Karren war die Landschaft vorbeigezogen, das Grüngold so leuchtend, dass es ihr schmerzhaft die Kehle zuschnürte, weil sie wusste, dass sie es vielleicht nie wiedersehen würde. Mary war nicht die Einzige, die den Blick abwandte: Die anderen Frauen bekreuzigten sich, als sie durch Orte fuhren, wo zwei Jahre zuvor die Kämpfe gewütet hatten. Orte, wo

die Lehmwände der niedergebrannten Cottages entweder bereits von Grün bedeckt oder noch immer vom Feuer geschwärzt waren.

In diesen Momenten sagte Eliza nichts, als wäre ein Schleier vor ihr Gesicht gezogen, und Mary wusste, dass ihre Schwester das Land mit all seinen Wunden zwar nicht sehen, doch die verkohlten Balken riechen und das Echo der Musketenschüsse hören konnte. Auch sie selbst fragte sich, was hätte sein können, wenn der Aufstand nicht gescheitert wäre. Wenn die Engländer ihre Herrschaft über das Land verloren hätten.

Da erschien es ihr besser, nicht hinzuschauen, sondern den Blick auf den Schmutz zwischen ihren Zehen zu richten. Im Lauf der vergangenen langen letzten Monate hatte sie gelernt, niemandem in die Augen zu sehen. In jener kalten steinernen Zelle, wo die männlichen Gefangenen schwarze Finger durch die Gitter steckten, um sie und die anderen zu berühren.

Bis zu diesem Moment hatte Eliza sie nicht gebeten, ihr zu beschreiben, was sie sah, hatte sie nicht an ihre schwesterliche Pflicht erinnert.

Seit sie sprechen konnten, malte Mary für ihre Schwester Bilder mit Worten, erweckte die Welt in deren Kopf zum Leben. Wenn sie durch sonnengefleckte Wälder spazierten, hob sie knisternde rote Blätter vom Boden auf und hielt sie Eliza unter die Nase. Zusammen atmeten sie den Geruch ein nach Torf und Erde, nach Tod und Neubeginn. Mary hatte die Form der fernen Hügel mit dem Finger in die Handfläche ihrer Schwester gezeichnet, ihr erklärt, dass es das Rotkehlchen war, das so zwitscherte, und die Nebelkrähe, die schrie.

Doch sie wusste nicht, wie sie Eliza das hier zeigen konnte. Mehr noch – sie wollte es nicht.

»Wir stehen an einer Mole, mit vielen anderen zusammen«, flüsterte sie und versuchte das Zittern in ihrer Stimme zu unterdrücken. »Die Reihen eng zusammengeschoben, wie fest

gewobener Stoff.« Daran dachte sie jetzt, an das Gefühl von Flachs unter ihren Fingern. Das Lächeln ihres Vaters, während sie die Fäden für den Webrahmen spannte, wie er es ihr gezeigt hatte.

Mary schluckte. Sie erzählte ihrer Schwester nichts von den Gesichtern der anderen Frauen – denn es waren alles Frauen, mit trüben Augen und hohlen Wangen – und wie deren Angst ihre eigene widerspiegelte.

»Vor uns liegt das Meer.«

»Ich kann es riechen.« Eliza nickte. »Was glaubst du, wie würde es sich anfühlen, es zu berühren? Würde es brennen wie das Wasser im Bach daheim?«

Mary dachte an das kleine Flüsschen in der Nähe des Dorfes, an das verbotene Brennen auf ihrer Haut. Menschliches Haar, verwoben mit grünen Wasserlinsen.

Byrnes Haar. Sein Gesicht, reglos und erschlaft im Wasser. Dieser herzbeklemmende Moment, als sie dachte – als ein Teil von ihr betete –, er sei tot. Dass das feuchte Knirschen des Steins gegen seinen Kopf ihn umgebracht hatte. Doch das hätte für Eliza und sie den Strick bedeutet.

Sie hätten Glück gehabt, sagte der Richter und sah stirnrunzelnd quer durch den Gerichtssaal zu Byrne hinüber, der seine Abscheu ob dieser Aussage deutlich zum Ausdruck brachte. Körperverletzung wurde nur mit Exil bestraft.

Nur. So ein kleines Wort. Dafür, das Zuhause nie wiederzusehen – das kleine Cottage mit seinen blauen Blumen davor, die sanften Hügel am Horizont. Das silberne Licht auf dem Bach.

Ihren Dad nie wiederzusehen.

»Ja«, log sie, denn das Meer glich in nichts ihrem Flüsschen. Grau und wütend schlug es gegen die Felsen, als wollte es das Land verschlingen. Es erstreckte sich, so weit sie sehen konnte, bis zu einer verschwommenen goldenen Linie am Horizont.

»Und das Schiff?«, fragte Eliza. Sie klang jetzt leiser, denn sie hatte die Lüge in der Stimme ihrer Schwester gehört. Eliza hat ein Ohr für Lügen, sagte Dad immer, wie für einen falschen Ton.

Mary wusste nicht, wie sie das Schiff beschreiben sollte. Sie wusste nur, dass es das größte Etwas war, das sie je gesehen hatte. Seine Segel blähten sich wie riesige Flügel, während sein Mast die Wolken zu durchbohren schien. Mary konnte mindestens drei Decks erkennen. Die Holzplanken waren geteert und glänzten. Es gab ein paar sehr kleine Fenster – von hier aus betrachtet kaum von der Größe eines Fingernagels.

Es sah aus, als würde es im Innern sehr dunkel sein.

»Mary?«

Dann landete Marys Blick auf der Galionsfigur.

»Da ist eine Frau«, sagte sie, »am Bug des Schiffes. Sie ist nicht aus Fleisch und Blut, sondern aus Holz und Farbe, größer als drei aufeinandergestapelte Männer. Das Haar fällt ihr in geschnitzten Wellen über den Rücken, und ihre Augen sind strahlend blau. Statt Beinen hat sie ...«

Sie hielt inne. Nun wünschte sie, sie hätte die Galionsfigur nicht entdeckt, nicht begonnen, sie ihrer Schwester zu beschreiben.

Jemand schubste sie von hinten, sodass sie stolperte, man drängte die Frauen an den Rand der Mole. Unten im Wasser sah sie kleine Boote, die sie erwarteten. In ihnen würde man Mary und Eliza und die anderen sechs Dutzend Frauen um sie herum zum Schiff hinüberbringen. Und dann würden Monate der Angst und Dunkelheit beginnen, ehe sie ein fremdes Land mit einem Namen erreichten, der sich seltsam und erschreckend auf ihrer Zunge anfühlte. *New South Wales*. Weit, weit entfernt von ihrem kleinen Dorf, von ihrer Ziege mit den sanften Augen. Von Dad.

»Mary?« Elizas Stimme war hoch und dünn vor Angst. »Was hat sie statt der Beine?«

Mary stemmte sich gegen die Menge und ergriff die Hand ihrer Schwester, obwohl ihr die Fesseln ins Fleisch schnitten.

»Einen Schwanz«, rief sie, um über die Rufe der anderen Frauen gehört zu werden. »Sie hat einen Fischeschwanz.«

»Dann ist sie eine Meerfrau«, rief Eliza. »Aus dem *tír fo thuinn*, dem Land unter den Wellen. Genau wie in Mams Geschichte.«

Mary antwortete nicht. Sie wollte nicht an Mam denken und an das, was mit ihr passiert war. Nicht jetzt, wo sich die Angst in ihrem Bauch breitmachte.

Als die Menge sie immer näher an den Rand des Kais drängte, wo die kleinen Boote wartend im Wasser schaukelten, wandte sie ihren Blick von der Galionsfigur ab. Doch sie konnte die bemalte Frau mit ihrem geschwungenen Schwanz lange nicht vergessen, die grünen, von Rost verfärbten Schuppen.